

I. 188.

## **Brigitte Krämer**

**Schwanau-Ottenheim**

### **Mutter fuhr mit dem Motorrad nachts zum Backen**

*Ihr Vater fällt als Soldat im fernen Russland, als sie gerade zehn Monate alt ist. Im September 1944 spielt sie in **Ottenheim** mit ihrer Cousine Marliese am Hoftor, als in der Nachbarschaft vier Granaten einschlagen und große Schäden anrichten. Nächte nun im Eiskeller der „Stubb“, Gasthaus „Adler“. Zwei ausgebombte Verwandte aus **Köln** im Haus, drei Kühe, drei Schweine, Hühner und Stallhasen. Mutter treibt mit Opa die Landwirtschaft um. „Russen“-Kompanie im Ort, Ivan und seine Socken, der Weißrusse Michel darf mal in „richtigem“ Bett schlafen. Kompaniekoch backt zu ihrem 4. Geburtstag eine Torte. Sie fühlt sich „einmal als glücklichstes Kind“. Plötzlich im November 1944 ist die Russen-Kompanie verschwunden, der außergewöhnliche Schäferhund Karo bleibt da. Dann Evakuierung mit Planwagen in mehreren Tages-, besser Nachtetappen zu Verwandten nach **Berghaupten**. 14 Personen in einem Haus, und doch eine große Familie. Onkel Wilhelm und Mutter sorgen für ein schönes Weihnachtsfest. Milch von den Ziegen, mit dem Motorrad des Onkels fährt die Mutter immer mal wieder nach **Ottenheim**, um dort Brot zu backen: auf einer Fahrt muss sie 21 Mal in den Straßengraben. Sie bleiben bis Ostern 1945. Dann Rückkehr nach Ottenheim: Franzosen haben geplündert und das Innere ihres Hauses beschädigt, nahezu alle Fensterscheiben zerschlagen. Glas aus Bilderrahmen wird zu Fensterglas, verzerrt die Sicht: Spaß für die Kinder.*

Kinder sind immer Leidtragende eines Krieges, und so reihe auch ich mich ein, mit meinen frühen Kindheitserinnerungen zum Ende des Zweiten Weltkrieges.

Ich war noch keine vier Jahre alt, als ich beinahe zum Opfer wurde. Als Halbwaise bin ich eigentlich mein ganzes Leben lang Opfer dieser schrecklichen Zeit, denn meinen Vater kannte ich nie. Sein noch junges Leben von 27 Jahren verlor er im fernen Russland, als ich gerade mal erst zehn Monate alt war. Somit konnte ich mir keine „erlebte Erinnerung“ von meinem Vater in die heutige Zeit bewahren.

Es war wohl im September 1944, als meine Cousine Marliese und ich am Hoftor mit unseren Puppen spielten („puppelten“), da trafen Brandgranaten unser Nachbarhaus Zürcher. Wir beide liefen aufgeschreckt in die hintere Ecke unseres Anwesens und meldeten uns erst, als meine völlig verängstigte Mutter intensiv nach uns suchte. Vier Granaten hatten getroffen, zwei das Anwesen Schuldig-Blechner (heute neben der Bäckerei Hatt), eine brannte im Hof von Frau Zürcher und eine hatte den oberen Teil des Hauses geradezu weggeputzt.

Alle waren in Hektik und heller Aufregung. Noch am Abend wurden Betten und Matratzen, wie auch mein „Bettlädle“, in den Eiskeller der „Stubb“ - Gasthaus Adler- geschleppt. Jeden Abend fand eine richtige Prozession der Anwohnern statt, um dort zu nächtigen.

Russische „Überläufer“, eine sogenannte „Russen-Kompanie“ unter deutschem Kommando, waren im Ort stationiert. Sie hatten Frontdienst im Ort, konnten aber auch nach Bedarf ab und an für Arbeiten herangezogen werden. Ich erinnere mich noch gut, dass der Ivan in der hinteren Stub´ immer seine Socken am Ofen getrocknet hatte, die erbärmlich stanken. – Dieser Geruch liegt mir noch heute in der Nase, wenn ich nur daran denke.

Meine Mutter verbot es ihm energisch, denn wir selbst waren viele Leute im Haus, die Großeltern, meine Mutter und ich und die „Tante“ und die Hilde. Letztere beide kamen aus dem fernen Köln, wo sie ausgebombt wurden.

Die „Tante“ betätigte sich bei uns als Kinderfrau, denn Mutter bewirtschaftete zusammen mit dem Großvater den Hof. Drei Kühe standen im Stall, drei Schweine, und eine Vielzahl von Hühnern wie auch einige „Stallhasen“ mussten täglich versorgt werden. Natürlich darf ich auch unseren „Karo“ in meiner Aufzählung nicht vergessen. Er war ein außergewöhnlicher Schäferhund, den uns die Russen-Kompanie überlassen hatte (sie züchteten selber die Hunde).

Mit den „Russen“ war auch der Michel gekommen, ein 18-jähriger Weißrusse aus gutem Hause, der hier bei uns oftmals arbeiten musste. Mein Großvater war nahe am Verzweifeln, denn er konnte nicht verstehen, dass ein Soldat weder Mistgabel noch Rechen oder ein Beil richtig handhaben konnte. Aber der Michel war so ein lieber Bub, den alle gern hatten - man konnte ihm nicht wirklich böse sein. Ich weiß noch, wie er meine Mutter anbettelte, ihn doch einmal wieder in einem „richtigen“ Bett schlafen zu lassen. Obwohl meine Mutter Kopf und Kragen riskierte, gelang es ihr, dies zu ermöglichen.

Mitwisser war dabei auch der Kompaniekoch Karl Bäsken. Dieser aus Pforzheim stammende und nahe Köln verheiratete Konditor hatte es auch geschafft, mir zu meinem vierten Geburtstag eine Torte zu backen – meine erste Geburtstagstorte. Ich könnte sie heute noch detailgenau beschreiben, so klar sehe ich sie noch vor mir stehen. Um an die benötigten Zutaten zu gelangen, hatte meine Mutter ihr ganzes Organisationstalent spielen lassen. Butter, Zucker, Eier, Mehl und ein kleines „Etwas“ von Schokolade waren für das Rezept notwendig. Wie frisch aus dem Ofen hat sich dieser angenehmer Duft bei mir verewigt.

Als dann auch noch „Onkel Schmitz“ es irgendwie fertig brachte, mir aus Frankreich ein Kleidchen zu schicken, war die Freude vollkommen. Einmal sich in dieser Zeit als „glücklichstes“ Kind fühlen zu dürfen, war das Größte – diese Erinnerung konnte mir niemand mehr nehmen.

Leider war die Freude nicht von langer Dauer.

Wir Kinder spürten die Aufregung der Erwachsenen. Irgendetwas war in der Luft. Unser Bauchgefühl sollte Recht behalten, denn es veränderte sich manches. Plötzlich war die Russen-Kompanie im November über Nacht verschwunden.

Kurz darauf stand im Hof unter dem Vorschopf der große Leiterwagen, der nun mit Hilfe einer Plane zu einem Planwagen umfunktioniert wurde.

Am 4. Dezember 1944, als es dunkel war, wurden wir Kinder, also Hilde und ich, in den hinteren Teil des Wagens verfrachtet. Alles musste schnell gehen – keine Zeit für ausführliche Erklärungen. Wir waren noch verängstigt und müde, als die Kühe angespannt wurden. Am Ende des Wagens wurden die Kälber festgebunden und der Schweineanhänger („Soi-Ries“) angehängt. Die „Tante“ saß noch auf, und bei „Mußlers“, dem Elternhaus meiner Mutter, kam noch die Großmutter dazu. Kurz darauf ging es auch schon los in die kühle Dezembernacht hinein.

Wir waren auf der Flucht. Auf der Flucht vor den Tieffliegern der Alliierten („Jabos“ wurden sie genannt).

Ottenheim war am Tage unter Beschuss von den Kampffliegern, die auf alles schossen, was sich bewegte, vor allem auf Ottenheimer, die gerade ihr Feld bestellen wollten. Etliche Häuser gingen durch weitere Brandbomben in Flammen auf. Ottenheim war nicht mehr sicher, und wer fliehen konnte, verließ das Dorf. Fliehen war nur im Dunkeln möglich, um der Gefahr von Beschuss aus dem Weg zu gehen.

Die Oma von daheim war bereits nach Friesenheim gegangen, da meine Patentante am 27. November ein Mädchen geboren hatte und sie dieses betreuen musste. Ihre Familie war nach Friesenheim evakuiert worden.

Wir, die Familie Reitter, waren nach Berghaupten eingewiesen. Die erste Nacht verbrachten wir dann in Ichenheim, wo im Elternhaus meiner Großmutter die Tante uns unterbrachte. Wir alle saßen oder lagen in der „großen Stuben“. Unser Schäferhund Karo war natürlich auch dabei, und dieser war so zerstreut und verängstigt, dass er der armen Tante Christine einen Haufen hinter den Kachelofen setzte.

Ganz ruhig verlief der nächste Tag. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde wieder aufgesessen und die Tour ging weiter. Von Ichenheim über Niederschopfheim bis nach Hofweier ging die Fahrt.

Angekommen an der Hohlgrasse in Hofweier hieß es für alle absitzen, da die Straße zu steil war. Einzig Hilde und ich durften auf dem Wagen sitzen bleiben. Glücklicherweise überwand die Steigung und nicht selber laufen zu müssen, ging es nun über Zunsweier in Richtung Bellewald zu unserem Ziel Berghaupten. Meine Mutter hatte den ganzen Weg von Ottenheim bis hierher zu Fuß bewältigt. Sie hängte sich zwischen die Kühe, um ja nicht einzuschlafen und führte so unseren Zug an.

Ich weiß noch ganz genau, wie wir in Berghaupten ankamen: Eine fremde Frau hatte mich ins Haus geholt und gab mir so etwas wie einen Lebkuchen - es war der 6. Dezember -, den ich aber beim besten Willen nicht essen konnte – ich war einfach zu müde.

Dieses Berghaupten war für mich eigentlich eine gute Zeit, denn wir waren alle eine große Familie. Wir profitierten von der Liebenswürdigkeit der „Gastgeber“-Familie Armbruster und sie von uns, denn wir brachten Brot, Eier, Schmalz, Speck, Kartoffeln, Sauerkraut und Eingemachtes. Als dann noch Verwandte aus dem Rheinland zu den Armbrusters kamen, mussten 14 Personen in einem Haus Platz finden. Doch es war ein familiäres Miteinander, denn sonst wäre es wohl kaum möglich, alle ohne größere Konflikte unterzubringen.

Der „Onkel Wilhelm“ und die „Tante Käthe“ hatten uns ihr Wohnzimmer zur Verfügung gestellt. Ein Zimmer für fünf Personen, keine Seltenheit in dieser Zeit. Doch wir hatten noch Glück, verglichen mit anderen Ottenheimern. Unsere mitgebrachten Tiere fanden Platz in einem Ziegenstall (Geisenstall), die uns über die ganze Zeit sehr wertvoll waren (alle konnten von der Milch u.a. profitieren).

Das größte Problem war, die 14 Personen zu versorgen. Meine Mutter lieh sich das Motorrad ihres Schwagers und fuhr bei Anbruch der Dunkelheit zurück nach Ottenheim, um Brot zu backen. Zwei- bis dreimal im Monat unternahm sie dieses lebensgefährliche Unternehmen, um uns mit Brot versorgen zu können. Allein auf einer Fahrt musste sich meine Mutter 21 mal in den Straßengraben werfen, als sie das Leuchtfeuer vom Abschuss alliierter Granaten sah, das deren Einschlag ankündigte.

Weihnachten kam, da wollten die Eltern den Kindern etwas bieten, und so hatte „Onkel Wilhelm“ die Idee, das Wohnzimmer auszuräumen und weihnachtlich auszuschnücken. Zum Schlafen mussten wir mehr zusammenrücken, damit wir alle miteinander Weihnachten feiern konnten. Ich bekam mein „Fritzl“ (meine Puppe) wieder. Er hatte einen neuen Kopf bekommen, denn dieser war von einem Schuss aus der Steinschleuder der Nachbarsbuben getroffen worden. Ein neuer selbstgestrickter Anzug machte den „Fritzl“ komplett. Meine Freude war grenzenlos – mit so was hatte ich wirklich nicht gerechnet. Einmal mehr hatte meine Mutter ihr Organisationstalent ausgespielt, um mir diese Freude zu machen.

Eine Radtour nach Offenburg, im Rucksack Speck, ein Büschel Tabak und Schmalz waren der Preis. Frau Lehmann aus Offenburg, eine ehemalige Erntehilfe, hatte das Geschäft eingefädelt.

Wir blieben evakuiert bis in die Osterwoche 1945. Da waren bereits die Franzosen im Ort. Sie hatten geplündert und zerstört, auch unser Haus blieb nicht verschont. Nahezu alle Fensterscheiben waren zerschlagen, die Schränke und Kommoden beschädigt und zum Teil ausgeräumt.

Mein Großvater hat bei diesem Anblick geweint. Wir Kinder passten uns der Situation schnell an. Der Schreiner (der Oberle Schreiner) hatte die Fenster mit Bilderrahmenglas (von Bilderrahmen, die nun dafür geopfert wurden) repariert. Wir machten uns von der große Stube aus einen Spaß, wenn die

Leute vorbeigingen. Durch die eine Scheibe waren die Leute lang und dürr, durch die andere breit und dick.

Obwohl man sich sehr einschränken musste und die Vorräte nahezu aufgebraucht waren, hatte das Ende des Krieges auch ein Ende des Schreckens gebracht.

***Brigitte Krämer***

